

Neue Schweizer Bücher

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 47

PDF erstellt am: **26.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wys gäge dä Lärme gwehrt het, will das ewige Musiziere, Boufe, Lüte, Umrüefe, Trummle-n-u Brüele d'r Unterricht ganz bedäntlech gschört het. Usgähnds de sächzger Jahre het me du ändlech mit däm Züg ufgruunt und isch du zur Schtadt ufe-n-uf d'Schühematt, wo-n-es bis zur gäge-wärtige Zyt bliebe-n-isch. (Fortsetzung folgt.)

Neue Schweizer Bücher.

III.

Es ist uns eine angenehme Pflicht, hier auf das Erstlingswerk eines Berner Dichters hinzuweisen. Fritz Hohmann, unseren Lesern als Verfasser warmempfundener formstarker Lyrika bekannt, schenkt uns sein erstes Prosa-buch: „Der Freudenhof, Roman aus dem Berner Volks-leben“.*)

Wir haben nicht Ueberfluß an guter Volksliteratur; jeder Zuwachs darf hier mit Freuden begrüßt werden. Bei Hohmanns Buch tun wir es aus ganzem Herzen. „Der Freudenhof“ ist ein Volksbuch in des Wortes bester Bedeutung: positiv durch und durch, im Inhalt wie in der Form, auf guter Heimerde gewachsen, mit schönen und willensstarken Menschen als Träger der Ideale, die unser Volk nötig hat.

Der Freudenhof ist ein Patriziergut in einem bernischen Dorfe Sonnenfeld — unschwer erkennen wir darin das aussichtsschöne idyllisch gelegene Gerzensee. Im Rahmen dieser lieblichen Landschaft spielt sich die Jugend- und Entwicklungsgeschichte Franz Manbachs, des vaterlosen Pächtersbuben, ab. Der Verfasser stellt sich darin die Aufgabe, den nicht gewöhnlichen Fall glaubhaft zu machen, daß ein Pächtersbublein die in früher Jugend geknüpften Liebesfäden hinüber zum Herrenhaus später mit Erfolg weiter-spinnt und schließlich allen Hindernissen zum Trotz, als wohlbestallter Landarzt allerdings, das schöne und reiche Patrizierfräulein heimführt. Die Aufgabe ist nicht leicht; hier ist sie aber mit recht viel Geschick gelöst. Hohmann hat seinen Helden zum vornherein mit so viel Glückskraft ausgestattet, daß sein glänzender Aufstieg gar nicht unwahr erscheint. Es gibt in der Tat solche Sonntagskinder, denen alles gelingt, was sie auch unternehmen mögen. In deren reiner Kinderseele, wie bei Franz Manbach, nur das Gute und Schöne im Jugenderleben haften bleibt und die daraus einen sieghaften Optimismus auch für die späteren Lebensjahre schöpfen. Wir möchten nicht behaupten, daß Hohmanns Romanheld in allen seinen Entwicklungsstadien überzeugend wirkt. Dem Theologie- und Medizinstudenten Franz Manbach möchten wir ein stärkeres Erleben und größere Tiefe wünschen. Das Stadtmilieu liegt dem Verfasser sichtlich schlecht. Dafür gelingt ihm die Darstellung der Kinder-geschichte und des Dorflebens um so besser. Es liegt ein feiner poetischer Duft auf seinen Kinderjahren; die in der Kumpellkammer möchten wir besonders hervorheben. Auch das bäuerliche Leben am Familientische, an der Arbeit in Scheune und Feld, die Zusammenhänge zwischen Herrenhaus und Pächterhof, zwischen diesem und der Dorfgemeinschaft sind treffend geschildert. Köstlich zur Geltung kommen die gelungenen Ränge und originellen Figuren im bäuerlichen Leben, wie sie jede bernische Landschaft in irgend einer speziellen Form: als Pulvermannli, als Rosenäugler oder Schuhwichseruedeli wie die hier geschilderte Gegend zu eigen hat. Hohmann setzt hierin die gute Tradition der schweizerischen Dorfgeschichte fort. Auch der Zug ist gut schweizerisch, daß der Verfasser mahnend den Finger erhebt gegen ein Laster, das tief in unserem Volksleben wurzelt. Mit beachtenswertem Mute bezeichnet er das Dorf-wirtschaftshaus als das, was es in vielen Fällen ist: als Ort des Unheils, und den Wirt als den gewissenlosen Verführer und Zerstörer des Familienglücks. Ähnlich hat es schon

im ältesten schweizerischen Dorfroman gelungen, in Pestalozzis „Hernhard und Gertrud“. Hier gelingt dem Verfasser auch die packend realistische Szene von Hans Studers Todesfahrt.

Auch in seinem Stil knüpft Hohmann an weit zurückliegende Vorbilder an. Die naturalistische Epoche scheint fast spurlos an ihm vorbeigegangen zu sein. Sein „Freudenhof“ erinnert uns an die leisedämpfte, schöne Sprache der Romane aus Spielhagens Zeit. Und merkwürdig: was noch vor wenigen Jahren als zu leise und zu süß abgelehnt worden wäre, da inzwischen die Heimatkunst sich gerne und mit Erfolg im Rüherkostüm zeigte, weckt wieder sympathische Gefühle. Sind wir wieder an einem Wendepunkt in der Literatur angelangt? — Wir möchten diese Seite an Hohmanns Roman nicht als die positivste hinstellen. Höher noch als die weiche Schönheit seiner Sprache schätzen wir die poetische Kraft, die in den Naturschilderungen des Romans zum Ausdruck kommt. Wenn er einen Frühlingstag oder einen Hochsommernorgen schildert oder ein heraufsteigendes Gewitter, oder wenn er den Novembersturm über das breite Dach des Pächterhauses und durch die Ulmen und Lindenwipfel des Parkes brausen läßt, dann hören wir die Quellen einer empfindungsstarken reinen Poesie rauschen, die uns beglückend die Schönheit unserer Heimat bewußt werden läßt. Und — wiederholen wir es: der glaubensfrohe Optimismus, der die Abgründe des Lebens mit leiser, aber bewußter Geste zudeckt, das starke Ethos, das im poetischen Wollen des Buches mitschwingt, dieser gesunde geistige Untergrund macht den „Freudenhof“ zum willkommenen Volksbuche. Möge es den Weg finden in die Häuser und die Herzen des Bernervolkes.

Ein Erstlingswerk ganz anderer Art legt uns Karl Grunder auf den Rezensionstisch. „Tröscheli un angeri Bärndütsch-Gschichte“) lautet der Titel des schon in seinem Außern überaus ansprechenden Büchleins. Wie sollen wir diese Erscheinung literarisch einordnen? Unnötige Liebesmüh! Ein Karl Grunder-Büchlein ist Literatur für sich, das versteht sich schier von selbst. Statt einer langen Inhaltsbesprechung geben wir eine kleine Textprobe aus dem zweitletzten der acht Geschichtlein. Es wird hier erzählt, wie die Churgebärgler auf die Samstags'abende gehen und vom Sänggi-Chrigi, dem sie unerwünscht ins Gehege gekommen sind, für ein und allemal abgeführt werden. Wer nicht weiß, wie die Churgebärgler um nächtlichen Einlaß bitten bei ihren Meitscheni, der kann es hier lesen:

„Se, guets Abeli mitenangere z'säme! Chönnte mer nid es Bickeli-bakeli zue-n-ech ine cho?... Se, was seisch, we de nüt redsch u was machsch, wo de schlafsch?... Chunn e chly vüren u lue, wie ds schön Wätter um ds Huus ume trohlet un an all vier Eggen aschlat! Lue, wie d'Stännen am Himu Walzer tanzen u der Mon süferet vor Gluscht! Es si numen üsere zwölfezwäng, nid grad chly, aber did derfür. Der gröschd chöit ihr i ds Ofeguggeli ihe stohe, u der chlysch hei mer im Schilehtäschli. Mir si allz'säme frösch glesürt us em Heimbörg ahe u chömen ufe me wasser-süchtige Hüsl, wo der Bisluft d'Süühärdöpfeli alli sälber schintet, der Gügg am Abe chrait, daß men am Morge nid bruucht ufzstah, u wo me d'Hüehner a mene Hälsig mueß i der Hofschtet ume führe, daß sie nid uberausgheie bim Sperze... Se hee, lat's rüde, süsch mache mer ds Hüsl läkes, daß dihr am Morge d'Chüh uf d'Firscht uehe müeßt ga mähe, ds Reitiloch zum Chäller us luegt u men düch mit der Härdschibe mueß us em Bett ufe seile.“

Und dann kommt die Verhandlung mit den Mädchen, die Vorbehalte und die Unterhaltung in der Stube, die Lekung mit Wein und Brot und gekochtem Laffli, d. h. bevor es zum Schmause kommt, greift, wie oben ange-

*) Piepsch & Reichardt in Dresden. 216 S., geb. Fr. 3.50. In allen Berner Buchhandlungen erhältlich.

*) Verlag von Banteli A.-G., Bümpliz.

deutet, der Rival ein: derb und urchig, wie das bei den Nachbuben im Kurzenberg der Brauch zu sein scheint —



Joseph Reinhart 1749—1829.
Selix Jahn und seine Frau, Gastwirt zur „Krone“, Stans.

na, das nachzuerzählen hat keinen Sinn, das muß man schon bei Grunder selbst nachlesen.

Das Büchlein enthält auch einige ernste Skizzen, in denen der Verfasser mit Fleiß den Empfindungen alter, schicksalbeschwelter Leutchen, Häusler und Tauner, oder armer verschüpfter Kinder nachgeht und mit dem Mittel der unverwischten erdchäftigen Volkssprache auch zumeist zu eindrucksvoller Darstellung bringt. — Es ist das erste Erzählbüchlein, das der Verfasser neben seine zahlreichen dramatischen Bändchen stellt. Möge ihn der Erfolg, der sicher nicht ausbleiben wird, ermutigen, ihm bald andere folgen zu lassen!
H. B.

Der Trachtenmaler Joseph Reinhart.

Die hier reproduzierten diesjährigen Pro Juventute-Karten machen in verdienstvoller Weise auf einen heute schier vergessenen Maler aufmerksam, dem die schweizerische Volkskunde viel verdankt. Joseph Reinhart ist 1749 in Horw bei Luzern geboren und 1829 in Luzern gestorben. Er studierte mit einem Stipendium in Lucca und in Rom, und unter der Gönnerschaft des mächtigen Generals Ludwig Pfaff kam er in Luzern bald zu einträglichen Porträtaufträgen. Die Luzerner schenkten ihm das Hintersässenrecht unter der sonderbaren Bedingung, daß er „unter der unmittelbaren Aufsicht des Herrn Bauherrn“ die Schulten heißen Luzerns zu malen habe, soweit diese zu ermitteln seien. Reinhart hatte eine fabelhafte Leichtigkeit im Porträtieren; die Kapuziner verschrien ihn beim Volk als Schwarzkünstler. Für den Kreuzgang des Klosters Wertensstein malte er eine Freskenfolge von 50 lebensgroßen Bildern aus dem Neuen Testament. Künstlerisch wertvoller sind seine Trachtenbilder. Sein „Kunstkabinett von 46 Familiengemälden oder 132 Porträts von Personen in Nationaltracht und niedlicher Gruppierung“ setzt ihm als Künstler ein bleibendes Denkmal. Eine zweite Serie von 136 Trachtenporträts malte Reinhart im Auftrage des Aargauer Seidenbandfabrikanten Joh. Rud. Meyer; 125 Stück aus dieser Sammlung befinden sich im Historischen Museum in Bern, im Trachtensaal

unter der Moserschen Sammlung. Ihr sind die hier reproduzierten Bilder entnommen.



Joseph Reinhart 1749—1829.
Anne-Jorrey und Antoinette Dorvas, aus der Umgebung von Vevey.

Es handelt sich hier, wie gesagt, um Porträts von Personen, die dem Künstler Modell gestanden sind. Die Trachten, die sie tragen, dürfen als echt angesprochen werden. Die ganze Sammlung ist darum eine Fundgrube für alle die, die sich mit Trachtenforschung abgeben. Auffällig an Reinharts Bildern ist die Verzeichnung der Figuren, die darin besteht, daß die Köpfe — wohl weil er sie porträtistisch genau haben wollte — für die zugehörige Gestalt zu groß gemalt sind. Man muß über diesen Fehler hinwegsehen und die Bilder als Trachtenstücke werten.

Auch für die Stadt Aarau hat Reinhart eine Trachtensammlung gemalt; sie ist durch Kupferdruck in wiederholten Ausgaben stark verbreitet worden.

Die goldene Stunde.

Von Oskar Kolbbrunner.

Heut' schloß ich eine gold'ne Stunde ein
In meines Herzens reinstes Kämmerlein.
Die gab mir wohl ein Mädchenangesicht —
Das trug ein Glück wie tausend Sterne Licht.
Es war sein Mund wie junger Morgen feucht
Und eine rote Frühlingsrose leicht.
Allein die Flechten flossen stolz und schwer,
Sonst sprach an ihm kein Hauch vom Schicksal mehr.
Denn schwer und stolz war nicht des Mädchens Art —
Es glich dem Frühling noch auf Lebensfahrt.
Die Augen wie ein blaues Blumenglück
Gaben der Lenztaghimmel Schein zurück.
Reusch und verwundert schauten sie auf mich
Und kosteten schlicht nur Eins: Ich liebe dich!
Heut' schloß ich eine gold'ne Stunde ein
In meines Herzens reinstes Kämmerlein.
Dort soll sie ruhen also wunderbar
Wie sie bei ihrem ersten Blicke war.